

Ralf Bohnsack

# Rekonstruktive Sozialforschung

Einführung in  
qualitative Methoden

10. Auflage

### **Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage**

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar  
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto  
facultas · Wien  
Wilhelm Fink · Paderborn  
Narr Francke Attempto Verlag / expert verlag · Tübingen  
Haupt Verlag · Bern  
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn  
Mohr Siebeck · Tübingen  
Ernst Reinhardt Verlag · München  
Ferdinand Schöningh · Paderborn  
transcript Verlag · Bielefeld  
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart  
UVK Verlag · München  
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen  
Waxmann · Münster · New York  
wbv Publikation · Bielefeld  
Wochenschau Verlag · Frankfurt am Main



Ralf Bohnsack

# Rekonstruktive Sozialforschung

Einführung in qualitative Methoden

10., durchgesehene Auflage

Verlag Barbara Budrich  
Opladen & Toronto 2021

**Der Autor:**

Ralf Bohnsack, Dr. rer. soc., Dr. phil. habil., Dipl. Soz., Professor  
a.D. der Freien Universität Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2021 Verlag Barbara Budrich, Opladen & Toronto  
[www.budrich-verlag.de](http://www.budrich-verlag.de)

**UTB-Bandnr. 8242**  
**UTB-ISBN 978-3-8252-8785-6**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: R + S, Redaktion + Satz Beate Glaubitz, Leverkusen  
Umschlaggestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart  
Druck: Pustet GmbH & Co KG, Regensburg  
Printed in Germany

# Inhalt

<b>Vorwort zur zehnten Auflage</b> .....	9
<b>1. Einleitung</b> .....	13
<b>2. Rekonstruktive Verfahren in der empirischen Sozialforschung im Unterschied zu hypothesenprüfenden Verfahren</b> .....	17
2.1 Zur Methodologie hypothesenprüfender Verfahren .....	18
2.2 Zur Kritik an den hypothesenprüfenden Verfahren .....	21
2.3 Zur Methodologie rekonstruktiver Verfahren .....	24
2.4 Zur Rekonstruktion der Rekonstruktion .....	28
<b>3. Dokumentarische Methode</b> .....	35
3.1 Zur Forschungspraxis der dokumentarischen Methode .....	35
3.2 Zur Methodologie dokumentarischer Interpretation .....	60
Der prekäre Charakter alltäglicher Verständigung: Beiträge der Ethnometodologie .....	60
Verstehen und Interpretieren: konjunktive und kommunikative Erfahrung .	62
Konjunktive Erfahrung und Kollektivität .....	64
„Einklammerung des Geltungscharakters“ und Reflexion .....	67
Zur Analyse von biographischen Interviews, Protokollen und Fachtexten	69
Habitualisierte Stile und intendierte Ausdrucksstile .....	70
Konjunktion und Distinktion .....	71
<b>4. Objektive Hermeneutik</b> .....	73
4.1 Zur Verfahrensweise der objektiven Hermeneutik .....	77
4.2 Zur Rekonstruktion der Methode der objektiven Hermeneutik .....	83
<b>5. Zu einigen Unterschieden von dokumentarischer Methode und objektiver Hermeneutik</b> .....	87

<b>6. Narratives Interview .....</b>	<b>95</b>
6.1 Zu den erzähltheoretischen Grundlagen des narrativen Interviews .....	96
6.2 Zu den biographietheoretischen Grundlagen des narrativen Interviews ....	100
<b>7. Gruppendiskussionsverfahren und Gesprächsanalyse .....</b>	<b>109</b>
7.1 Gruppendiskussionsverfahren und Milieuforschung .....	109
7.2 Unterschiede von Gruppendiskussion und narrativem Interview .....	117
7.3 Exkurs: Die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode	
im Kontext soziolinguistischer Verfahren .....	125
Das Gespräch als ein sich selbst steuerndes System .....	125
Im Gespräch werden konjunktive Erfahrungsräume aktualisiert .....	125
Parallelen der dokumentarischen Gesprächsanalyse zur	
Kontextualisierungs-Analyse .....	126
Zur Dramaturgie des Diskurses in der dokumentarischen	
Gesprächsanalyse: Fokussierungsmetaphern .....	127
Zur Diskursorganisation in der dokumentarischen Gesprächsanalyse .....	128
Diskursbewegungen und Diskurseinheiten .....	128
Differenzen zwischen der dokumentarischen Gesprächsanalyse und der	
Gesprächsanalyse bei Goffman .....	130
„Gemeinsames Sprechen“ in der soziolinguistischen Gesprächsanalyse	
und kollektive Orientierungen in der dokumentarischen	
Gesprächsanalyse .....	130
„Speech Communities“, „Communities of Practice“ und konjunktive	
Erfahrungsräume .....	131
<b>8. Verstehen – Interpretieren – Typenbildung .....</b>	<b>133</b>
8.1 Arbeitsschritte der Textinterpretation .....	138
Formulierende Interpretation .....	138
Reflektierende Interpretation .....	139
Fallbeschreibung .....	143
Typenbildung .....	145
8.2 Typenbildung als Prozessanalyse .....	148
8.3 Soziogenetische, sinngenetische und kausalgenetische Typenbildung .....	154
<b>9. Qualitative Verfahren der Bildinterpretation</b>	
<b>    und dokumentarische Methode .....</b>	<b>159</b>
Die Marginalisierung des Bildes in den qualitativen Methoden .....	159
Verständigung durch das Bild versus Verständigung über das Bild .....	160
Ikonologie und dokumentarische Methode .....	162
Abbildende und abgebildete Bildproduzent(inn)en .....	164
Ikonik und dokumentarische Methode .....	164
Korrespondenz zwischen wichtigen Methodologien	
der Bildinterpretation .....	166
Die ‚Einklammerung‘ des ikonografischen bzw. konnotativen	
Sinngehalts .....	166
Zur Rekonstruktion der formalen Bildkomposition .....	170

Sequenzanalyse versus Kompositionsvariation .....	172
Atheoretisches Wissen und dokumentarische Methode .....	173
<b>10. Dokumentarische Video- und Filminterpretation .....</b>	<b>177</b>
Grundlagen der Video- und Filminterpretation .....	178
Der Zugang zum impliziten Wissen und zur Eigenlogik des Visuellen ....	180
Die korporierten Praktiken der abgebildeten Bildproduzent(inn)en .....	181
Die Gestaltungsleistungen der abbildenden Bildproduzent(inn)en:	
Einstellung und Montage .....	185
Relationierung von Relationen als Prinzip dokumentarischer	
Interpretation .....	189
<b>11. Aspekthaftigkeit, Standortgebundenheit und Gültigkeit</b>	
<b>der Interpretation .....</b>	<b>193</b>
<b>12. Praxeologische Methodologie .....</b>	<b>207</b>
Die umfassende Verankerung der wissenschaftlichen Erkenntnis	
in der sozialen Praxis .....	208
Implizites Wissen und die Paradigmenabhängigkeit der Erkenntnis .....	211
Implizites Wissen als Fehlerquelle und als unabdingbare Voraussetzung	
für Erkenntnis .....	212
Das Modell der Textinterpretation, die Generierung von Erkenntnis	
und die Kontrolle des Vorwissens .....	214
Zwei Wege der Erkenntnisgenerierung: „Abduktion“ und „qualitative	
Induktion“ .....	217
Erkenntnisgenerierende Forschungsstile und die komparative Analyse ....	218
<b>13. Anhang .....</b>	<b>227</b>
13.1 Reflexive Prinzipien der Initiierung und Leitung von	
Gruppendiskussionen .....	227
Gruppendiskussionen als methodisch kontrollierte Verschränkung zweier	
Diskurse .....	227
Beispiele der Initiierung und Leitung von Gruppendiskussionen .....	231
13.2 Exemplarische Interpretation einer Textpassage .....	232
Transkript der Passage: Differenzierungsstunde .....	233
Formulierende Interpretation .....	240
Reflektierende Interpretation .....	241
Zusammenfassung einiger zentraler Rahmenkomponenten des	
Tischgesprächs .....	254
13.3 Richtlinien der Transkription von Texten: TiQ .....	255
13.4 Exemplarische Bildinterpretationen .....	257
Exemplarische Bildinterpretation I .....	258
Exemplarische Bildinterpretation II .....	269
13.5 Prinzipien der Videotranskription und das System MoViQ .....	278
Interpretation, Transkription und Protokoll .....	278
Das Transkriptionssystem MoViQ .....	279

13.6 Arbeitsschritte dokumentarischer Video- und Filminterpretation .....	281
Zur Auswahl der für die Interpretation relevanten Sequenzen und Fotogramme .....	282
Überblick über die Arbeitsschritte im Ablauf .....	284
Arbeitsschritte im Bereich von Videos und Filmen als Eigenprodukte der Erforschten .....	284
Arbeitsschritte im Bereich von Videos als Erhebungsinstrument .....	285
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	287
<b>Sachregister</b> .....	315

## Vorwort zur zehnten Auflage: 30 Jahre Rekonstruktive Sozialforschung

Im Jahre 1991, kurz nach der Wende und ein halbes Jahr nachdem ich meine Professur für qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften an der Freien Universität Berlin angetreten hatte, ist (damals noch im Verlag Leske & Budrich) die erste Auflage von „Rekonstruktive Sozialforschung“ erschienen. Dieser Begriff, der zu der Zeit kaum bekannt war, findet heute zunehmend Verwendung als Alternative zum methodologisch weitgehend undefinierten Gebrauch des Begriffes „qualitative“ Methoden.

Die Auswahl der drei Methodologien rekonstruktiver Sozialforschung, die im Band referiert und diskutiert werden, diejenigen des Narrativen Interviews, heute auch als Narrationsanalyse bezeichnet, der Objektiven Hermeneutik und der Dokumentarischen Methode, hat sich als vorausschauend erwiesen. Denn diese drei – ergänzt noch um die Grounded Theory – stehen bis heute im Zentrum der qualitativen resp. rekonstruktiven Methoden. Die Grounded Theory ist zwar nicht als eigenständiges Kapitel dabei, hat jedoch von Anfang an im ersten Kapitel des Bandes wie auch in anderer Hinsicht die Diskussion wesentlich mitbestimmt.

Das Buch war von der ersten Auflage an so angelegt, dass die Dokumentarische Methode im Zentrum stand. Auch den beiden anderen Methodologien habe ich von deren immanenten Ansprüchen her gerecht zu werden versucht. Vor allem war es aber der Vergleich zwischen ihnen und der Dokumentarischen Methode, welcher den argumentativen Aufbau des Bandes wesentlich mitbestimmt hat. In gewisser Weise kann auf diese Weise auch meine eigene methodologische Standortge- oder verbundenheit in Ansätzen sichtbar werden – sozusagen auf dem Wege der komparativen Analyse, welche zum methodologischen Kern der Dokumentarischen Methode (aber auch der Grounded Theory) gehört. Mit der zunehmenden Erweiterung des Bandes um neue Kapitel ab der dritten Auflage habe ich dann im Wesentlichen der wachsenden Komplexität und Differenzierung der Dokumentarischen Methode Rechnung getragen. Dabei hat die Methode insbesondere auch von ihrer transdisziplinären Rezeption und Anwendung profitiert. Eine ihrer Wurzeln ist in der transdisziplinären und auch internationalen Zusammensetzung der Teilnehmer\*innen meiner Berliner Forschungswerkstatt zu suchen.

Im Zuge der Entwicklung der Dokumentarischen Methode haben nicht allein die methodisch-methodologischen und forschungspraktischen Argumentationen und Verfahren an Komplexität gewonnen. Dies gilt ebenso auch die für die *theoreti-*

schen Grundbegriffe, welche in die Methode integriert oder auch in ihr impliziert sind. Die praxeologische Methodologie ist untrennbar verbunden mit einer praxeologischen (Grundlagen-) Theorie oder Metatheorie. Ich habe diese als *Praxeologische Wissenssoziologie* bezeichnet. Sie ist vor allem durch die Wissenssoziologie von Karl Mannheim geprägt, aber auch durch die Ethnomethodologie, die Sozialphänomenologie, die Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu, die Identitätstheorie von Erving Goffman sowie durch Aspekte der Luhmann'schen Systemtheorie. Der zunehmenden Elaboration oder Explikation der Praxeologischen Wissenssoziologie habe ich nunmehr auch mit einer eigenständigen Monografie Rechnung getragen.<sup>1</sup>

Dokumentarische Methode und Praxeologische Wissenssoziologie sind komplementär zueinander und lassen sich als zwei Seiten derselben Medaille verstehen. Wenn von Dokumentarischer Methode die Rede ist, stehen die grundlagen- und erkenntnistheoretischen Begrifflichkeiten primär im Dienst der methodisch-methodologischen Bewältigung der empirischen Forschung. Dort, wo der Begriff Praxeologische Wissenssoziologie im Zentrum steht, kehrt sich dieses Verhältnis gleichsam um: Die Erfahrungen, welche auf der Grundlage empirischer Analysen gewonnen wurden, und deren methodische Reflexionen stehen dann primär im Dienst der begrifflich-definitiven Vergewisserung, der Vertiefung der Grundlagentheorie sowie auch der Generierung neuer Kategorien. Diese untrennbare Verbindung von Theorie und Methode hat sich als Voraussetzung dafür erwiesen, einen Weg zwischen der Skylla einer empirielosen Theorie und der Charybdis einer theorieelosen Empirie zu finden. Eine tiefere Aneignung der Dokumentarischen Methode setzt ein Wissen um die Kategorien der Praxeologischen Wissenssoziologie voraus.

Ein Geschenk zur 30-jährigen Existenz von „Rekonstruktive Sozialforschung“ ist für mich deren Übersetzung ins Portugiesische durch den Verlag Vozes in Petrópolis/Brasilien.<sup>2</sup> Dies ist das Verdienst von Wivian Weller, Universitätsprofessorin in Brasília, die vor beinahe 20 Jahren bei mir in Berlin promoviert hat. Die Übersetzung ist unter anderem ihrer großen Reputation in Brasilien zu verdanken. Diese ist nicht zuletzt in ihren zahlreichen einschlägigen Veröffentlichungen begründet, inklusive eines gemeinsam mit Nicolle Pfaff herausgegebenen Sammelbandes.

Was nun die deutschsprachige zehnte Auflage betrifft, so erscheint es mir zur Orientierung der Leserinnen und Leser dieses Bandes, welche die früheren Auflagen besitzen oder kennen, sinnvoll, die Veränderungen und Erweiterungen im Verlauf aller Auflagen noch einmal zu skizzieren:

Die *zweite* Auflage (1993) wurde gegenüber der ersten von 1991 lediglich durchgesehen und um neue Literaturverweise erweitert.

In die *dritte* Auflage (1999) wurde darüber hinaus ein neues Kapitel zur Selbstverortung der Dokumentarischen Methode innerhalb der neueren methodologischen Diskussion um qualitative Methoden aufgenommen (10. Praxeologische Methodologie). Im Anhang finden sich drei neue Kapitel mit Anleitungen zur Durchführung von Gruppendiskussionen (Kap. 11.1. Reflexive Prinzipien der Initiierung und Leitung von Gruppendiskussionen), mit einer exemplarischen Gesprächsanalyse (Kap.

---

1 Bohnsack, Ralf (2017): Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen & Toronto: Barbara Budrich/utb

2 Bohnsack, Ralf (2020): Pesquisa social reconstrutiva. Introdução aos métodos qualitativos. Petrópolis: Vozes

11.2 Exemplarische Darstellung der Arbeitsschritte der Interpretation einer Textpassage) und mit Richtlinien der Transkription (Kap. 11.3). Mit dieser dritten Auflage wurde der Band zugleich in die Verlagsgemeinschaft UTB aufgenommen.

Die *vierte* Auflage (2000) wurde gegenüber der dritten lediglich durchgesehen und um neue Literaturverweise erweitert.

Die *fünfte* Auflage (2003) wurde darüber hinaus um Kapitel zur Gesprächsanalyse erweitert (7.3. Die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode im Kontext soziolinguistischer Verfahren) und sowie zur Bildinterpretation (9. Qualitative Verfahren der Bildinterpretation und dokumentarische Methode) erweitert. Entsprechend finden sich im Anhang nun beispielhafte Bildinterpretationen (Kap. 12.4 Exemplarische Bildinterpretationen).

Die *sechste* Auflage (2007) ebenso wie die *siebte* (2008) und auch die *achte* (2010) wurden jeweils gegenüber der vorherigen durchgesehen und um Literaturhinweise erweitert.

Die *neunte* Auflage (2014) wurde um ein Kapitel zur dokumentarischen Videointerpretation erweitert (10. Dokumentarische Video- und Filminterpretation) sowie um zwei dazugehörige Kapitel im Anhang (13.5 Prinzipien der Transkription von Videos: MoViQ, sowie 13.6 Arbeitsschritte dokumentarischer Video- und Filminterpretation).

Die nunmehr vorgelegte *zehnte* Auflage wurde lediglich noch einmal durchgesehen.

*Ralf Bohnsack*  
Berlin, im Februar 2021



# 1. Einleitung

Dieses Einführungsbuch ist aus dem Erfahrungs- und Gesprächszusammenhang der Lehre erwachsen. Das heißt, es basiert wesentlich auf Manuskripten, die ursprünglich für die Praxis des Seminar- und Lehrbetriebs bestimmt waren.

Zugleich ist dieses Buch durch die Erfahrungen der eigenen Forschungspraxis (einschließlich der Praxis der Lehrforschung) geprägt. Diese auf der Grundlage eigener Forschungserfahrung und in der Auseinandersetzung mit ihr allmählich gewachsene empirisch-methodische Verfahrensweise habe ich schlagwortartig als „dokumentarische Methode“ bezeichnet.

Ich knüpfe damit an die methodologische Tradition der Kultur- und Wissenssoziologie von Karl Mannheim an, wie dieser sie bereits in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts begründet hatte. Zwar hat Harold Garfinkel, der Begründer der Ethnomethodologie, Anfang der 60er Jahre auf die dokumentarische Methode und mit ihr auf einige wesentliche Elemente der methodologischen und der erkenntnistheoretischen Arbeiten von Karl Mannheim aufmerksam gemacht. Dennoch sind jene in Mannheims „Lehre von der Seinsverbundenheit des Wissens“ bereits in den 20er Jahren ausgearbeiteten methodologischen Einsichten vonseiten der Ethnomethodologie nicht wirklich für eine Rekonstruktion der empirischen Forschungspraxis nutzbar gemacht worden (vgl. Kap. 3.2).

Obschon ich vom Standort meiner eigenen forschungspraktisch fundierten methodologischen Position her argumentiere und auf diese Weise das vorliegende Buch seinen roten Faden und übergreifenden Rahmen erhält, versuche ich dennoch, den anderen, in diesem Buch genauer dargelegten und diskutierten Positionen in deren eigenen, immanenten Ansprüchen gerecht zu werden. In erster Linie sind dies die beiden Verfahrensweisen bzw. Methodologien der *objektiven Hermeneutik* und des *narrativen Interviews*.

Die auf dieser Grundlage dann auch vorgenommenen Vergleiche und Gegenüberstellungen der Methodologien haben einerseits den Vorteil, dass deren unterschiedliche Positionen konturierter zum Ausdruck kommen können. Zugleich geht es mir aber auch immer wieder darum, die *Gemeinsamkeiten* dieser unterschiedlichen Strömungen innerhalb der qualitativen oder rekonstruktiven Sozialforschung durch alle Unterschiede hindurch herauszuarbeiten. So wird es möglich, grundlegende Merkmale und Prämissen rekonstruktiver Sozialforschung erkennbar werden zu lassen. (Damit folge ich im Übrigen demselben Prinzip, welches auch für die

empirische Forschungspraxis von zentraler Bedeutung ist: nämlich der komparativen Analyse.)

Um einen Überblick über derartige grundlegende Merkmale der qualitativen bzw. genauer: der *rekonstruktiven* Verfahren geht es in Kapitel 2 – und zwar in Abgrenzung von der *hypothesenprüfenden* Verfahrensweise. Es ist diese Gegenüberstellung und Abgrenzung, die ich für sinnvoll und begründbar halte, nicht aber jene von *qualitativer* und *quantitativer* Sozialforschung.

Methodologische Überlegungen, die von tatsächlicher Relevanz für die empirische Forschung sein können, haben ihre Erfahrungsgrundlage in der Forschungspraxis. Sie sind im Sinne einer Explikation, Systematisierung, Begründung, Einordnung und Absicherung forschungspraktischer Verfahren zu verstehen, also im Sinne einer *Rekonstruktion* dieser Forschungspraxis bzw. im Sinne einer Beantwortung von Fragen, die sich im Zuge derartiger Rekonstruktionen dem Forscher stellen. Dies ist eine der Bedeutungen des Titels: „Rekonstruktive Sozialforschung“.

Innovative Methodologien, wie diejenige des narrativen Interviews, der objektiven Hermeneutik sowie der Grounded Theory von Glaser/Strauss und schließlich auch der dokumentarischen Methode sind aus der Forschungspraxis heraus entstanden und in der Forschungspraxis weiterentwickelt worden. Eine Methodologie ist hinsichtlich ihrer Plausibilität und ihres innovativen Potentials direkt abhängig von der Forschungspraxis, aus der heraus sie entwickelt wurde (vgl. dazu auch Kap. 12).

Das bedeutet aber auch, dass für das adäquate Verständnis einer Methodologie eine zumindest gewisse Vertrautheit mit der Forschungspraxis Voraussetzung ist. Das heißt, ein Erlernen „qualitativer“ Methoden ist an ein (in der Forschungspraxis) selbst erworbenes Erfahrungswissen gebunden, ein lediglich (lehrbuchartig) angeeignetes Wissen bietet keine ausreichende Grundlage. Die Aneignung methodologischer Reflexion, methodischer Regeln, Anweisungen oder Richtlinien allein ermöglicht noch keine Forschungspraxis und auch kein adäquates Verständnis einer Methode. Zwischen methodischen Regeln einerseits und Forschungspraxis andererseits besteht keine deduktive, sondern eine *reflexive* Beziehung.

In diesem gegenüber der hypothesenprüfenden Methodologie veränderten Verhältnis zur Forschungspraxis dokumentiert sich ein grundlegend anderes Verhältnis zur Alltagspraxis im Allgemeinen, welches nicht nur die Praxis der Forscher, sondern auch die der Erforschten tangiert: Theorie- und Typenbildung vollzieht sich auf der Grundlage einer Rekonstruktion der Alltagspraxis der Erforschten bzw. auf der Grundlage der Rekonstruktion des Erfahrungswissens, welches für diese Alltagspraxis konstitutiv ist. Dies ist die andere der beiden Bedeutungen des Titels: „Rekonstruktive Sozialforschung“.

Mit einem derart umrissenen Methodenverständnis sind dann zugleich auch die Grenzen des vorliegenden Buches markiert: Wenn für das Erlernen qualitativer Methoden ein in der Forschungspraxis selbst erworbenes Erfahrungswissen Voraussetzung ist, so erwächst die Aneignung dieser Methoden primär aus der Praxis der Lehrforschung. Methodenbücher können zunächst lediglich einen Beitrag leisten zur Reflexion, Vergewisserung und Bewältigung von Problemen, wie sie sich denjenigen stellen, die sich auf die Forschungspraxis bis zu einem gewissen Grade bereits eingelassen haben.

Dort, wo diese Teilnahme an der Forschungspraxis nicht gegeben ist, vermag ein Lehrbuch dies ansatzweise durch eine „virtuelle Teilnahme“ am Forschungsprozess zu kompensieren – auf der Grundlage von Erfahrungsberichten, von Beschreibungen und Erzählungen aus dieser Forschungspraxis.

In jedem Fall aber folgt aus dem bisher Gesagten als wesentliche Voraussetzung für ein sinnvolles Lehrbuch zu Forschungsmethoden, dass es auf der Grundlage von (selbst erworbenen) Forschungserfahrungen entstanden sein sollte. Damit sind nicht allein Erfahrungen im Rahmen größerer Forschungsprojekte gemeint, sondern auch solche im Rahmen der Lehrforschung, d.h. im Rahmen kleiner Forschungsprojekte, die eigens zum Zwecke der Einübung von Student(inn)en in die Forschungspraxis konzipiert worden sind.

Was meine eigenen Erfahrungen anbetrifft, so denke ich hier vor allem auch an jenen Typus von Seminaren oder Kolloquien, in denen Teilnehmer(innen) unterschiedlicher Fachrichtungen ihre eigenen, selbstverantwortlich konzipierten Forschungsprojekte – Examensarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften – in den verschiedenen Phasen ihrer Bearbeitung zur Diskussion stellen. Da vor allem die Erfahrungen mit Studierenden höherer Semester und mit Graduierten die Gestaltung dieses Buches geprägt haben, ist es in erster Linie an diesen Leserkreis adressiert.

Die von mir dort erfahrene Lebendigkeit und Kreativität der zumeist mehrstündigen Forschungskolloquien ist wohl im Wesentlichen darin begründet, dass im Arbeitsprozess rekonstruktiver Sozialforschung Erforschte wie Forscher sich hinsichtlich der Komplexität ihres Erfahrungswissens, ihrer Alltagskompetenzen und ihrer Sensibilität gleichermaßen ernst genommen fühlen können. Liefert doch die empirische Sozialforschung andererseits genügend Beispiele dafür, dass in den Produkten des Forschungsprozesses sich nicht nur die Erforschten, sondern auch die Forscher selbst kaum wiederzuerkennen vermögen: Indem Forschungstechniken und -produkte ohne Bezug zur Alltagserfahrung und zu der dort verankerten Sensibilität bleiben, sind nicht nur die Ergebnisse dürftig, sondern es sind auch die Voraussetzungen einer produktiv-kritischen Auseinandersetzung mit der Alltagserfahrung gar nicht gegeben. In diesen Bedingungen der Wissens- und Theorieproduktion haben zentrale Probleme der Praxisrelevanz sozialwissenschaftlicher Forschung ihre Wurzeln.

Da die Forschungspraxis ihrer eigenen reflexiven Vergewisserung und Explikation, ihrer methodologischen Rekonstruktion immer ein ganzes Stück voraus ist, lebt die Weiterentwicklung rekonstruktiver Verfahren wie auch deren Vermittlung in der Lehre in ganz entscheidendem Maße vom Austausch der „Werkstatterfahrungen“, die am veröffentlichten Produkt des Forschungsprozesses so ohne weiteres nicht mehr abzulesen sind (auch wenn der Prozess der Herstellung der Ergebnisse teilweise mit dargestellt wird).

Derartige methodisch-theoretische Zugänge sind untrennbar verbunden mit Formen der Lehre, die sich von den üblichen Seminarstilen unterscheiden: Die bereits erwähnten Forschungskolloquien mit Studierenden, zu deren wesentlichen Elementen die gemeinsame Erarbeitung, der Austausch und die Reflexion forschungspraktischer Erfahrung gehören, finden sich heute an mehreren Ausbildungsstätten rekonstruktiver Sozialforschung – bisweilen unter dem Namen „Forschungswerkstatt“. Wer diese Seminare kennt, weiß, dass hier die Chance besteht, den in man-

chen Bereichen schon gar nicht mehr ernst genommenen Anspruch der Einheit von Forschung und Lehre in lebendiger Weise einzulösen.

## 2. Rekonstruktive Verfahren in der empirischen Sozialforschung im Unterschied zu hypothesenprüfenden Verfahren

Die Sozialwissenschaften sind empirische Wissenschaften, also Erfahrungswissenschaften. Empirische Wissenschaften unterscheiden sich von nicht-empirischen Wissenschaften dadurch, dass in ihnen lediglich solche theoretischen Aussagen Anerkennung finden, die einer Nachprüfung durch die Erfahrung prinzipiell fähig sind. Das ist das so genannte Abgrenzungskriterium, welches die empirische Wissenschaft abgrenzt vom Alltag, aber auch von Mathematik und Logik.

Soweit ist man sich innerhalb der empirischen Methodologie über unterschiedliche Positionen hinweg einig. Die eigentlichen Probleme beginnen bei der Frage, wie denn nun Erfahrung möglich ist, wie sich Erfahrung vollzieht, wie die Beziehung von Theorie und Erfahrung auszusehen hat. Wenn man sich genauer ansieht, was sich hinter dem Begriff der „Erfahrung“ verbirgt, so kommen wir der Klärung des Problems der Beziehung von Theorie und Erfahrung ein Stück näher.

Weil schlichte, uninterpretierte Sinneserfahrung wissenschaftlich keine Relevanz gewinnen kann, sondern weil wir dort, wo wir es mit wissenschaftlich relevanter Erfahrung zu tun haben, immer schon interpretierte, und d.h. sprachlich fassbare und formulierte, Sachverhalte vor uns haben, lässt sich das Problem der Beziehung von Theorie einerseits und Erfahrung andererseits bezeichnen als dasjenige der Beziehung *theoretischer Sätze* zu denjenigen Sätzen oder Aussagen, in denen Erfahrungen, Beobachtungen formuliert werden. Popper (v.a. 1971) als einer der Begründer der Methodologie der hypothesenprüfenden Verfahrensweise nennt diese Sätze auch *Basissätze* oder *Protokollsätze*. Das Problem der Beziehung von Theorie und Erfahrung, von Theorie und Empirie lässt sich also zunächst formulieren als das Problem der Beziehung von theoretischen Sätzen auf der einen und Beobachtungssätzen, Basissätzen oder Protokollsätzen auf der anderen Seite.

Wie aber sieht diese Beziehung aus, wie lässt sie sich erkenntnistheoretisch fassen? Ist es möglich, von besonderen Sätzen auf allgemeine Sätze, auf Hypothesen oder Theorien – von unten nach oben, also *induktiv* – zu schließen?

## 2.1 Zur Methodologie hypothesenprüfender Verfahren

Das Induktionsproblem ist – wie Popper dargelegt hat – erkenntnislogisch nicht lösbar. Popper begründet dies folgendermaßen: Wenn ich mich auf das Induktionsprinzip berufe, muss ich dieses als einen allgemeinen Satz rechtfertigen können. Dazu muss dieser allgemeine Satz aber empirisch überprüfbar sein. Um ihn überprüfen zu können, muss ich von spezifischen Sätzen, die sich auf Beobachtungen einzelner induktiver Schlüsse beziehen, (induktiv) auf einen allgemeinen Satz schließen – eben auf den Satz, der die Geltung des Induktionsprinzips als allgemeines Prinzip betrifft. Ich muss also einen Induktionsschluss vornehmen, um das Induktionsprinzip zu rechtfertigen. Das führt in den „unendlichen Regreß“: Um das Induktionsprinzip zu rechtfertigen, muss ich induktive Schlüsse anwenden, mich also auf das Induktionsprinzip stützen. Und um dieses zu rechtfertigen, muss ich ... Bei Popper (1971, S. 4f.) heißt es dazu: „Wir müßten ja, um das Induktionsprinzip zu rechtfertigen, induktive Schlüssel anwenden, für die wir also ein Induktionsprinzip höherer Ordnung voraussetzen müßten usw. Eine empirische Auffassung des Induktionsprinzips scheidet also daran, daß sie zu einem *unendlichen Regreß* führt.“

Wenn also das Induktionsprinzip selbst nicht erkenntnislogisch begründet werden kann, taugt es nicht als „Abgrenzungskriterium“, als Kriterium, durch welches die empirische Wissenschaft von nicht-empirischen Wissenschaften abgegrenzt werden kann: „Was uns aber zur Ablehnung der Induktionslogik bestimmt, das ist gerade, daß wir in dieser induktiven Methode kein geeignetes *Abgrenzungskriterium* sehen können, d.h. kein Kennzeichen des empirischen, nicht-metaphysischen Charakters eines theoretischen Systems“ (ebd., S. 9).

Popper als Begründer der Forschungslogik, auf die sich der Kritische Rationalismus<sup>3</sup> stützt, hat den Ausweg aus diesem Dilemma darin gesehen, dass er den Bereich der Entstehung, Entdeckung, der Genese von Theorien aus der erkenntnislogischen Begründung des Forschungsprozesses ausklammert. Die Frage: „Wie kommt jemand zu einer theoretischen Annahme?“ ist – in diesem Sinne – allenfalls *Gegenstand* empirischer Wissenschaft, z.B. der Psychologie, nicht aber deren erkenntnislogische Grundlage: Eine *Methode*, etwas Neues zu entdecken, eine *Methode* der Theorieentdeckung, der Theoriegenerierung gibt es also in der Methodologie des Kritischen Rationalismus nicht.

Somit konzentriert die forschungslogische Absicherung empirischer Wissenschaft sich dort allein auf den *Überprüfungs-* oder *Begründungszusammenhang* von Theorien.

Im Zuge der Klärung der Methoden der Überprüfung theoretischer oder allgemeiner Sätze durch Beobachtungs- oder Basissätze ergibt sich ein weiterer logischer Schritt daraus, dass – im Verständnis des Kritischen Rationalismus – die Gesetzaussagen, wie sie Wissenschaft anstreben soll, den Charakter von All-Aussagen, von All-Sätzen haben. Auch wenn es derartige raumzeitlich unabhängige Aus-

---

3 Der Kritische Rationalismus, der sich in seiner Forschungslogik im Wesentlichen an Popper orientiert, hat seine Position vor allem im Zusammenhang des sog. „Positivismustreits“ (vgl. Adorno et al. 1969) unter der Wortführung von Albert (v.a. 1969) und in Auseinandersetzung mit der Frankfurter Schule und deren Vertretern Adorno und Habermas entfaltet und ausformuliert.

sagen für die Sozialwissenschaften nicht – oder *noch* nicht – gibt, sollten – im Sinne des Kritischen Rationalismus – die Sozialwissenschaften ebenso wie die Naturwissenschaften an diesem Ideal orientiert sein und ihre Methodologie entsprechend ausrichten.

All-Sätze, All-Aussagen beziehen sich auf eine unbegrenzte Zahl prinzipiell möglicher Anwendungsfälle. Da die Reihe der Beobachtungen, mit deren Hilfe jeweils an einem Fall die Hypothese überprüft wird, aber endlich, also begrenzt ist, sind allgemeine Gesetzhypothesen im Sinne von All-Aussagen *nicht verifizierbar*. Es reicht jedoch eine einzige konträre Beobachtung, um sie zu *falsifizieren*.

Der Vollständigkeit halber lassen sich von den empirischen Aussagen noch die *analytischen Definitionen* oder Begriffe unterscheiden. Diese beruhen auf Übereinkünften, Konventionen unter den Wissenschaftlern und stellen Voraussetzungen für empirische Aussagen dar. Dies gilt z.B. im Falle der Definition von soziologischen Grundbegriffen, etwa für die Definition des Begriffes System: „Wenn irgendein Gegenstand ein soziales System ist, dann besteht er aus Personen, die miteinander interagieren“ (Opp zit. nach Kromrey 1998, S. 35). Derartige Definitionen oder *analytische Kategorien* sind jedoch zumeist strittig. Bei der obigen Definition haben wir es z.B. mit einer zu tun, von der die moderne Systemtheorie – z.B. die Luhmannsche – sich längst verabschiedet hat. Nach Luhmann bestehen Systeme keineswegs aus Personen, sondern aus Sinnzusammenhängen: „Unter sozialem System soll hier ein Sinnzusammenhang von sozialen Handlungen verstanden werden, die aufeinander verweisen und sich von einer Umwelt nicht dazugehöriger Handlungen abgrenzen lassen“ (Luhmann 1970a, S. 115).

Solche Definitionen oder analytische Kategorien beruhen auf Übereinkünften, sind Voraussetzung für eine gemeinsame Sprache, mittels derer empirische Aussagen überhaupt erst getroffen werden können. Sie sind selber keine empirischen Aussagen, zumindest keine solchen, die in der jeweiligen empirischen Untersuchung zur Überprüfung anstehen.

Eine Unterscheidung von empirischen Definitionen oder Aussagen einerseits und den der jeweiligen empirischen Untersuchung *vorausgesetzten* Definitionen oder Begriffen andererseits ist nicht allein im Bezugsrahmen der hypothesenprüfenden Verfahren und ihrer Forschungslogik von Bedeutung, sondern auch im Bezugsrahmen der rekonstruktiven Verfahren und deren Methodologie. Dort wird dann – wie ich noch darlegen werde – zwischen formalen oder formalsoziologischen oder auch metatheoretischen Kategorien auf der einen und den (auf empirischen Beobachtungen beruhenden) gegenstandsbezogenen oder substantiven Kategorien auf der anderen Seite unterschieden.

Nun zurück zu den empirischen Aussagen: Empirische Aussagen in Form allgemeiner Gesetzhypothesen sind nicht verifizierbar, da sie sich auf eine unbegrenzte Zahl prinzipiell möglicher Anwendungsfälle beziehen. So ist z.B. der All-Satz: „Alle Schwäne sind weiß“ nicht verifizierbar, da er sich prinzipiell auf alle Schwäne bezieht, die jemals gelebt haben und noch leben werden. Es genügt jedoch die Beobachtung *eines* schwarzen Schwans, um die All-Aussage oder Gesetzhypothese zu falsifizieren.

Wenn eine Verifikation allgemeiner Gesetzhypothesen nicht möglich ist, sondern lediglich deren Falsifikation, kann – wenn wir der Argumentation von Popper

und des Kritischen Rationalismus folgen – das Abgrenzungskriterium neu und enger gefasst werden: Empirische Aussagen sollen: a) über die Realität informieren und b) an der Realität scheitern können, sollen also falsifizierbar sein. Wenn Gesetzaussagen nicht verifizierbar sind, ist es auch nicht möglich, *wahre* Aussagen zu treffen: Der Wissenschaftler *weiß* nichts, er *rät* nur. Er kennt keine *wahren*, nur *bewährte* Aussagen. Indem er falsifizierte Hypothesen umformuliert, ihren Falschheitsgehalt eliminiert, sie also einschränkend neu formuliert, mit Einschränkungen versehen, kommt er allmählich zu *bewährten* Aussagen und tastet sich in diesem Sinne allmählich an die Wahrheit heran. Die Hypothesen, die theoretischen Sätze werden mit einschränkenden Randbedingungen versehen, verlieren damit aber auch den Charakter von All-Aussagen.

Das Problem der Beziehung von theoretischen Sätzen, also von theoretischen Aussagen zu den Beobachtungssätzen oder Basissätzen ist also für sich genommen schon kompliziert genug. Bisher ist aber noch nichts gesagt über die Beziehung der Basissätze oder Beobachtungssätze zu dem, was da beobachtet wird. Wir kommen damit zum *Basissatzproblem* oder *Basisproblem*, wie dies bei Popper und im Kritischen Rationalismus heißt. Das damit angesprochene Problem finden wir in anderer Begrifflichkeit, in anderer Verpackung auch in der *interpretativen oder rekonstruktiven Methodologie*, in der es dann allerdings gründlicher und konsequenzreicher problematisiert wird.

In dem bereits weiter oben zitierten Lehrbuch zu empirischen Methoden, welches dem Kritischen Rationalismus nahe steht (Kromrey 1998, S. 46), wird im Zuge der Überprüfung einer Theorie bzw. eines Hypothesengebäudes über Nachbarschaftskontakte folgender Protokollsatz formuliert: „In der Vorortsiedlung X sind zum Zeitpunkt t die Nachbarschaftskontakte (gemessen an ihrer Häufigkeit) intensiver gewesen als im innerstädtischen Gebiet y zum gleichen Zeitpunkt t“.

Nun ist klar – und das sieht auch Popper und mit ihm der Kritische Rationalismus –, dass in den Basissätzen ihrerseits theoretische Wissensbestände, Theorien impliziert sind; so muss ich z.B. wissen, was ein „Nachbarschaftskontakt“ überhaupt ist. Das kann zwar zu einem Teil definitorisch festgelegt werden, aber letztlich geht in die Formulierung von Basissätzen immer eine Fülle von Annahmen, theoretischen Annahmen ein, die weder Definitionen sind noch empirisch überprüft werden können in der jeweiligen Untersuchung. Dadurch wird aber – und dies auch im Sinne des Kritischen Rationalismus – der Wahrheitsgehalt, die Verifikation des Basissatzes entscheidend infrage gestellt.

Dieses Basisproblem kann nur dadurch bewältigt, die Objektivität der Basissätze nur dadurch abgesichert werden, dass der Schritt, der Interpretationsprozess, der zum Basissatz, zum Protokollsatz geführt hat, *intersubjektiv überprüfbar* und *kontrollierbar* ist – sowohl innerhalb der Forschergruppe als auch seitens der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Die Möglichkeit der *Kritik* innerhalb der Forschergruppe und seitens der wissenschaftlichen Öffentlichkeit ist also zentrales, konstitutives Merkmal des Forschungsprozesses, so zentral und konstitutiv, dass der Kritische Rationalismus dies in seinen Namen aufgenommen hat.

Die intersubjektive Überprüfbarkeit, Kontrollierbarkeit, Kritisierbarkeit ist selbstverständlich lediglich als Ideal zu verstehen. Um sich diesem Ideal anzunähern, muss der Vorgang, in dem das beobachtete Handeln in Beobachtungskategorien, in

eine Beobachtungssprache übersetzt wird, dokumentiert sein. So sind z.B. bei einer Befragung nicht nur die Fragen des Forschers dokumentiert (indem z.B. der Fragebogen abgedruckt wird), sondern idealerweise auch die Antworten der Befragten und schließlich der Schritt von diesen Äußerungen zu dem, was der Interviewer protokolliert, was „codiert“ wird. Intersubjektive Überprüfbarkeit wird durch die *Reproduzierbarkeit des Forschungsprozesses, des Erkenntnisprozesses* ermöglicht. In dem Bemühen, diese Reproduzierbarkeit des Erkenntnisprozesses zu gewährleisten, orientieren sich die durch den Kritischen Rationalismus beeinflussten Verfahren am naturwissenschaftlichen Experiment, dem das Idealbild eines Forschungsprozesses zugrunde liegt, bei dem die Rahmenbedingungen möglichst weitgehend konstant gehalten werden. Analog zum naturwissenschaftlichen Experiment sollen in der sozialwissenschaftlichen Untersuchung die Rahmenbedingungen dadurch konstant gehalten werden, dass die Kommunikation zwischen den Forschern und denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, formalisiert, schematisiert oder *standardisiert* wird. Aus diesem Grund werden die hypothesenprüfenden Verfahren auch „standardisierte Verfahren“ genannt.

Je mehr eine solche – auf die Reproduzierbarkeit des Erkenntnisprozesses zielende – Formalisierung, und damit eine „formale Genauigkeit“, erreicht wird, desto mehr entsprechen die Erhebungsmethoden dem Kriterium der „Zuverlässigkeit“ (oder „Reliabilität“).

## **2.2 Zur Kritik an den hypothesenprüfenden Verfahren**

Mit zunehmender Formalisierung und Standardisierung haben die Methoden der Erhebung, z.B. das Interview, nicht mehr den Stellenwert von Medien der Kommunikation zwischen den Forschenden und denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind. Vielmehr werden sie zu „Instrumenten“ – wie sie im Sprachgebrauch der hypothesenprüfenden Verfahren dann auch zumeist genannt werden.

Es ergibt sich hier das Problem, dass durch eine Standardisierung die Forschungskommunikation eingeengt, vor allem aber die Kommunikationsmöglichkeiten der Proband(inn)en beschnitten werden. Dadurch wird das infrage gestellt, was man als „Gültigkeit“ (oder „Validität“) einer Verfahrensweise, einer Methode bezeichnet; d.h., es wird infrage gestellt, dass die Methode ihrem Gegenstand, nämlich dem sozialen Handeln, der Kommunikation derjenigen adäquat ist, die Gegenstand der Forschung sind.

Die Kritik an den empirischen Verfahren, die sich am Forschungsmodell, am Modell des Forschungsprozesses entzündete, wie es seitens des Kritischen Rationalismus entwickelt wurde, hat nun an zwei Stellen angesetzt: Zum einen nahm diese Kritik ihren Ausgangspunkt beim sog. Basissatzproblem, beim Problem der Beziehung von Beobachtungssatz und beobachteter Realität, also der Beziehung von Beobachtungserfahrung und dem, was Gegenstand dieser Beobachtung ist, dem beobachteten Handeln, der beobachteten sozialen Realität. Die Kritik bezog sich also in diesem Falle auf die Beziehung, auf die Kommunikation zwischen dem Beobachtenden – also z.B. dem Interviewer oder der Interviewerin – und dem Handeln bzw. den sprachlichen Äußerungen der Interviewten, der Erforschten.

Zum anderen setzt diese Kritik dann auch fundamentaler am Theorieverständnis an, an der Beziehung von Theorie und Gegenstandsbereich, hinsichtlich derer sich Natur- und Sozialwissenschaften unterscheiden. Schließlich wird damit auch die Idee des hypothesenprüfenden Verfahrens tangiert, wie sie ja folgt aus der durch Popper begründeten Ausklammerung des Entdeckungszusammenhangs von Theorien, der Ausklammerung der Theoriegenese aus der forschungslogischen Betrachtung.

Ich konzentriere mich bei der Zusammenfassung der Kritik am konventionellen Forschungsmodell zunächst auf den Bereich der Beziehung von Beobachtungserfahrung und Realität, also auf die Kommunikation zwischen Beobachtern auf der einen und Beobachteten auf der anderen Seite und komme später zur Problematik des hypothesenprüfenden Verfahrens im Allgemeinen.

Ihre Breitenwirkung erhielt diese Kritik aus den unmittelbaren Erfahrungen der Forschungspraxis heraus. Gestützt wurde dieses Unbehagen der Praktiker dann allerdings durch kommunikationstheoretische bzw. interaktionstheoretische Überlegungen und schließlich auch ganz allgemein durch methodologische Betrachtungen aus dem Bereich der Phänomenologie, der Wissenssoziologie, der Chicagoer Schule bzw. des Symbolischen Interaktionismus, der Ethnographie oder auch Kulturanthropologie, die sich um das Problem des Verständnisses fremder Kulturen bemühen. Und schließlich erhielt die Kritik methodologische Unterstützung auch durch Überlegungen aus dem Bereich der Hermeneutik, die sich traditionell mit der Auslegung von Texten beschäftigt.

Vonseiten der Phänomenologie, des Symbolischen Interaktionismus und der Ethnowissenschaften wird nun grundlegend problematisiert, ob sich Beobachter und Beobachteter, Interviewer und Befragter überhaupt so ohne weiteres verstehen, zumal sie häufig unterschiedlichen sozialen Welten, unterschiedlichen Subkulturen oder Milieus angehören, unterschiedlich sozialisiert sind und somit in unterschiedlichen Sprachen reden. Auch wenn Syntax, also Grammatik und Wortschatz, dieselben sind, also z.B. beide die deutsche Sprache sprechen, ist die Semantik, also der mit der sprachlichen Äußerung verbundene Sinngehalt unterschiedlich. Garfinkel, der unter dem Namen „Ethnomethodologie“ Überlegungen aus der Phänomenologie, dem Symbolischen Interaktionismus und – wie der Name ja sagt – auch den Ethnowissenschaften aufgegriffen hat, zeigt, wie zerbrechlich, prekär die Kommunikation bereits im normalen Alltag sein kann, auch ohne dass ein Interviewer, ein Fremder hinzutritt.

Eines der von Garfinkel (1973, S. 206f.) angeführten Beispiele für die sog. Krisenexperimente sei hier wiedergegeben. Garfinkel hat seine Student(inn)en ein Experiment veranstalten lassen. Versuchspersonen, Probanden waren zumeist Freunde und Freundinnen oder Ehepartner und Ehepartnerinnen:

„Fall 3

Freitag abend saßen mein Mann und ich gerade vor dem Fernseher. Mein Mann bemerkte, er sei müde. Ich fragte: ‚In welcher Hinsicht bist du müde? Körperlich, geistig oder nur gelangweilt?‘

(VP) Ich weiß es nicht genau. Ich nehme an, hauptsächlich körperlich.

(E) Meinst du, daß deine Muskeln schmerzen bzw. deine Knochen weh tun?

(VP) Ich nehme an. Sei nicht so spitzfindig.

(Nach weiterem Zuschauen)

(VP) In all diesen alten Filmen gibt es dieselbe Art von Eisenbettgestell

- (E) Woran denkst du dabei? Meinst du alle alten Filme, oder einige von ihnen, oder gerade nur diejenigen, die du selbst gesehen hast?  
 (VP) Was ist mit dir los? Du weißt, was ich meine.  
 (E) Ich wünschte, du würdest mehr ins einzelne gehen.  
 (VP) Du weißt genau, was ich meine. Hör bloß auf!“

Die Experimentatoren (E) verhielten sich den Versuchspersonen (VP) gegenüber wie Fremde, wie kulturell Fremde, sie machten sich systematisch fremd. Fremd zu sein bedeutet, den Ausdrucksschemata, also den sprachlichen Äußerungen die vom Sprecher gemeinten, intendierten Auslegungsschemata, Sinngehalte, semantischen Gehalte nicht zuordnen zu können (vgl. dazu Schütz 1971, S. 63).

Garfinkel bemerkt dazu, dass in unserer alltäglichen sprachlichen Verständigung sprachliche Äußerungen *indexikal* sind, d.h. sie sind lediglich Indikatoren für, Hinweise auf Bedeutungen, Bedeutungsgehalte. Die Bedeutungen sind nicht ‚automatisch‘ mit den Äußerungen verbunden. Ich muss als Hörer immer Interpretationen erbringen, um die richtigen Bedeutungen zu erschließen. Je weniger mich mit dem Sprecher ein gemeinsamer kultureller Hintergrund, Erfahrungshintergrund verbindet, desto weniger bin ich zur korrekten Interpretation in der Lage (von daher ist es aber auch – wie die Krisenexperimente von Garfinkel zeigen – besonders krisenauslösend, wenn ich in Situationen der Kommunikation mit Personen, mit denen mich eine Fülle gemeinsamer biographischer Erfahrungen verbindet, *vorgebe*, diese nicht zu verstehen).

Im Grunde wirft jedoch jede Kommunikation und allzumal die Kommunikation z.B. zwischen einem Interviewten und einem ihm fremden Interviewer (der möglicherweise noch einem anderen Milieu zugehört) Probleme des Fremdverstehens auf. Im Interview z.B. tauchen diese Probleme nicht nur dort auf, wo der oder die Befragte die Äußerung des Interviewers oder der Interviewerin interpretiert oder diese die Antwort der Befragten, sondern auch dort, wo die Frage „codiert“, d.h. in eine Beobachtungssprache übersetzt wird. Dies tun Interviewer oder Interviewerinnen entweder sofort, indem sie Entsprechendes oder das, was für Entsprechendes gehalten wird, im Fragebogen ankreuzen; oder sie notieren die Antworten zunächst wörtlich (vielleicht werden sie auf Band aufgenommen), und sie werden später codiert, in eine Beobachtungssprache übersetzt. Schließlich muss diese Beobachtungssprache aber auch wieder in Theoriesprache übersetzt werden. Es müssen die Ergebnisse auf die Theorie, auf das Hypothesengebäude bezogen und somit in der Theoriesprache ausgedrückt werden.

Empirische Methoden zu entwickeln, bedeutet also u.a., diesen Prozess des Fremdverstehens methodisch zu kontrollieren. Man spricht deshalb auch im Rahmen der interpretativen Methodologie von *methodisch kontrolliertem Fremdverstehen*. Wie ist diese Kontrolle möglich?

Wie gesagt, versucht man im Bereich der konventionellen Verfahren eine derartige methodische Kontrolle dadurch zu erreichen, dass man den Kommunikationsverlauf vorstrukturiert, standardisiert, um auf diese Weise die Reproduzierbarkeit der Prozesse der Erhebung und Auswertung sicherzustellen, durch die intersubjektive Überprüfbarkeit hergestellt werden soll.

Das, was die intersubjektive Überprüfbarkeit – vor allem der Eingriffe der Beobachter(innen) und Forscher(innen) – sicherstellen soll, hat aber – wie gesagt – die

Konsequenz einer Beschneidung der Kommunikationsmöglichkeiten derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind.

### 2.3 Zur Methodologie rekonstruktiver Verfahren

Die interpretativen oder rekonstruktiven Verfahren gehen den entgegengesetzten Weg, nach dem Motto: Weniger Eingriff schafft mehr Kontrollmöglichkeiten. Durch weniger Eingriffe des Forschers soll mehr methodische Kontrolle erreicht werden. Das klingt paradox.

Die Fragestellung soll – wenn wir beim Interview bleiben – möglichst offen sein, sodass die Befragten die Kommunikation weitestgehend selbst strukturieren und damit auch die Möglichkeit haben, zu dokumentieren, ob sie die Fragestellung überhaupt interessiert, ob sie in ihrer Lebenswelt – man sagt auch: ihrem Relevanzsystem – einen Platz hat und wenn ja, unter welchem Aspekt sie für sie Bedeutung gewinnt. Die Befragten sollen selbst offen legen, wie sie die Fragestellung interpretieren, damit die Art und Weise, wie sie die Fragen übersetzen, erkennbar wird; und zugleich wird ihnen die Gelegenheit gegeben, das Thema in ihrer eigenen Sprache zu entfalten. Je umfassender dies geschieht, desto geringer ist die Gefahr, dass die Interviewenden oder auch diejenigen, die das Interview auswerten, die Befragten missverstehen.

*Methodische Kontrolle* bedeutet hier also Kontrolle über die Unterschiede der Sprache von Forschenden und Erforschten, über die Differenzen ihrer Interpretationsrahmen, ihrer Relevanzsysteme. Und diese Kontrolle gelingt nur, wenn ich den Erforschten Gelegenheit gebe, ihr Relevanzsystem zu entfalten, und dann darauf aufbauend – rekonstruierend – mir die Unterschiede der Interpretationsrahmen gegenwärtige.

In einem Aufsatz zur Gegenüberstellung von offenem und geschlossenem, also standardisiertem Interview führt Kohli (1978, S. 11) ein Beispiel aus einer eigenen Untersuchung an. Es geht um die Frage, wie Filme über Arbeiter von Arbeitern selbst wahrgenommen und interpretiert werden: „In unserer ‚Arbeiterfilm‘-Untersuchung lautete die Eingangsfrage: ‚Wie hat Ihnen der Film gefallen?‘ Damit sollte ermittelt werden, welche Beurteilungsdimensionen und -kriterien die Befragten von sich aus an den Film anlegen; erst danach sprach der Interviewer einzelne davon selber an, z.B. mit der Frage ‚Beschreibt der Film die Wirklichkeit so, wie sie ist? Oder gibt es Dinge darin, die nicht so sind wie in der Wirklichkeit?‘ – mit Nachfragen hinsichtlich spezifischer Aspekte (Arbeiter, Betriebsrat, Geschäftsleitung, Konfliktlösung etc.). Der Befragte wird also im offenen Interview dazu gebracht, selber anzuzeigen, was für ihn in welcher Weise relevant ist. Die allgemeinen Fragen, mit denen der Interviewer beginnt, müssen von ihm konkretisiert werden. Der Interviewer beschränkt sich zunächst darauf, den Beiträgen des Befragten zu folgen und diese wo nötig durch ergänzende Nachfragen zu vertiefen, und kommt erst am Schluß auf die noch nicht behandelten Bereiche des Leitfadens zu sprechen.“

Im offenen Interview geht es, wie in allen offenen Verfahren, also darum, die Befragten ein Thema in deren eigener Sprache, in ihrem Symbolsystem und innerhalb ihres Relevanzrahmens entfalten zu lassen; nur so können die Interviewer(in-

nen) oder Beobachter(innen) vermeiden, in die Einzeläußerung Bedeutungen hineinzu projizieren, die ihr nicht zukommen. Wenn z.B. ein Befragter auf Fragen angibt, er sei streng erzogen worden, so kann der Forscher mit dieser Äußerung allein recht wenig anfangen; es sei denn, er projiziert seine eigenen Vorstellungen von strenger Erziehung dort hinein. Mehr erfährt er, wenn diese Äußerung im Kontext einer Erzählung des Befragten steht, dem Befragten mit seiner Erzählung Gelegenheit gegeben wird, die Erziehungsstile seines Elternhauses in seiner Sprache darzustellen. Dies kann dadurch geschehen, dass das Thema vorgegeben wird, hier also das Thema ‚Erziehungsstile‘. Im sog. narrativen Interview (siehe dazu Kap. 6) wird hier lediglich eine Zeitspanne vorgegeben, eben die Kindheit oder auch die gesamte bisherige Biographie. Letzteres hat den Vorteil, dass man nicht nur etwas über das Elternhaus erfährt, sondern zugleich etwas über den Stellenwert, den der oder die Einzelne der Erziehung im Elternhaus im Kontext der Gesamtbiographie beimisst.

Das Zauberwort heißt also *Kontext*: Im Einzelinterview kann ich die Einzeläußerung erst im Gesamtkontext einer Erzählung oder längeren Darstellung adäquat verstehen. In einer *Gruppendiskussion* (vgl. dazu auch Kap. 3 u. 7) kann mir dadurch vieles klarer werden, dass ich den Einzelnen in der Kommunikation mit denjenigen erlebe, mit denen er oder sie auch im Alltag kommuniziert, also innerhalb des gewohnten *sozialen Kontextes*, z.B. innerhalb der Clique, der Gruppe der Gleichaltrigen, mit denen er oder sie auch sonst zusammen ist. Dadurch, dass die Einzelnen wechselseitig aufeinander Bezug nehmen, bildet sich ein *kommunikativer Kontext*, durch den der Sinngehalt der je einzelnen Äußerung für mich deutlicher wird. Und gegenüber denjenigen, mit denen die Einzelnen auch in ihrem Alltag zusammen sind, werden sie die Symbole, die Sprache und vor allem auch die Metaphern, die Bilder verwenden, die für diese jeweilige Lebenswelt typisch sind.

Im Falle der *teilnehmenden Beobachtung* habe ich den Vorteil, dass ich die Äußerungen – seien es nun individuelle Äußerungen oder Gespräche, Diskussionen – auf den jeweiligen *Handlungskontext* beziehen kann, über den geredet wird. Das heißt, wenn ich z.B. eine teilnehmende Beobachtung in einem Ausbildungsbetrieb durchführe, kann ich mir ein Bild von dieser Ausbildungssituation machen und zugleich Gespräche, Diskussionen von Lehrlingen über diese ihre Wirklichkeit mitverfolgen.

Allen offenen Verfahren ist gemeinsam, dass sie denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, die Strukturierung der Kommunikation im Rahmen des für die Untersuchung relevanten Themas so weit wie möglich überlassen, damit diese ihr Relevanzsystem und ihr kommunikatives Regelsystem entfalten können und auf diesem Wege die Unterschiede zum Relevanzsystem der Forschenden überhaupt erst erkennbar werden.

Im Sinne eines derartigen methodisch *kontrollierten Fremdverstehens* wird dann methodische Kontrolle möglich. Christa Hoffmann-Riem nennt zwei methodische Prinzipien der interpretativen Verfahren: einerseits das Prinzip der Offenheit und andererseits das Prinzip der Kommunikation. Es heißt dazu bei ihr (1980, S. 343f.): „Das Prinzip der Kommunikation besagt, daß der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungsobjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem der Forschungsobjekte in Geltung läßt“, und weiter unten (S. 346):

„Das Prinzip der Offenheit besagt, daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat.“

Um dem gerecht zu werden, bedarf es auch einer Überprüfung des *Theorieverständnisses*, wie es uns in den konventionellen, den standardisierten Verfahren begegnet.

Ich verlasse also nun den Bereich der Kommunikation zwischen Forscher bzw. Beobachter auf der einen und denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, auf der anderen Seite und wende mich einer allgemeineren Beobachtung des Forschungsprozesses zu, dem Verhältnis von Theorie und Gegenstand der Forschung, also dem Verhältnis von Theorie und Beobachtung. Dabei stütze ich mich auf Überlegungen der *Phänomenologischen Soziologie* mit ihrem Begründer Alfred Schütz und in der Wendung, die ihr die Ethnomethodologie gegeben hat. Des Weiteren beziehe ich mich auf die *Wissenssoziologie* von Karl Mannheim und die *Hermeneutik* – vor allem in der Art und Weise, wie Habermas die hermeneutische Tradition aufgegriffen, aber auch kritisiert und weiterentwickelt hat. Außerdem stütze ich mich auf die Forschungstradition der Chicagoer Schule.

Die Methodologie des hypothesenprüfenden Verfahrens, wie sie vor allem von Popper entwickelt wurde und die sich zur dominanten Methodologie entwickelt hat, erhebt den Anspruch, gleichermaßen auf den Gegenstand der Naturwissenschaften wie auch der Sozialwissenschaften zugeschnitten zu sein. Dieser Anspruch auf eine „Einheitswissenschaft“ ist wesentliches Merkmal dieser Methodologie. Demgegenüber wurde vor allem von Alfred Schütz, aber auch von Karl Mannheim und – mit Bezug u.a. auf Schütz – pointiert auch von Habermas geltend gemacht, dass die *Besonderheiten des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften* bzw. die Besonderheiten, durch die die Beziehung der sozialwissenschaftlichen Theorie zu ihrem Gegenstand charakterisiert ist, eine Orientierung an der naturwissenschaftlichen Methodologie nicht zulassen.

Im Unterschied zu den naturwissenschaftlichen theoretischen Konstruktionen verbindet die sozialwissenschaftlichen Konstruktionen etwas Besonderes mit ihrem Gegenstandsbereich. Bei Alfred Schütz (1971, S. 6) heißt es dazu: „Die Tatsachen, Daten und Ereignisse, mit denen der Naturwissenschaftler umgehen muß, sind lediglich Tatsachen, Daten und Ereignisse innerhalb seines Beobachtungsfeldes; jedoch ‚bedeutet‘ dieses Feld den darin befindlichen Molekülen, Atomen und Elektronen gar nichts. Dem Sozialwissenschaftler liegen aber Tatsachen, Ereignisse und Daten einer völlig verschiedenen Struktur vor. Sein Beobachtungsfeld, die Sozialwelt, ist nicht ihrem Wesen nach ungegliedert. Sie hat eine besondere Sinn- und Relevanzstruktur für die in ihr lebenden, denkenden und handelnden Menschen. In verschiedenen Konstruktionen der alltäglichen Wirklichkeit haben sie diese Welt im voraus gegliedert und interpretiert, und es sind gedankliche Gegenstände dieser Art, die ihr Verhalten bestimmen, ihre Handlungsziele definieren und die Mittel zur Realisierung solcher Ziele vorschreiben – kurz: sie verhelfen den Menschen in ihrer natürlichen und soziokulturellen Umwelt ihr Auskommen zu finden und mit ihr ins Reine zu kommen. Die gedanklichen Gegenstände, die von Sozialwissenschaftlern gebildet werden, beziehen und gründen sich auf gedankliche Gegenstände, die im Verständnis des im Alltag unter seinen Mitmenschen lebenden Menschen gebildet

werden. Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benützt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades: Es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden (...)"'. Mit Bezug auf Alfred Schütz spricht Anthony Giddens (1984, S. 95) in diesem Zusammenhang auch von einer „doppelten Hermeneutik“ der sozialwissenschaftlichen Begriffsschemata.

Das Handeln derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind – also das sog. Alltagshandeln – beruht auf Konstruktionen, d.h. auf Abstraktionen, Typenbildungen und auch auf Methoden. Wenn wir uns an die Experimente von Garfinkel erinnern, so wurde dort deutlich, dass Äußerungen indexikal sind, Indikatoren für Bedeutungsgehalte. Um diese zu erschließen, muss ich Interpretationsleistungen erbringen. Ich muss über ein Wissen verfügen und über Methoden der Interpretation (auch bereits im Alltag), die es mir ermöglichen, das Wissen um Handlungsmotive, Orientierungen, Rollenmuster etc. in der geeigneten Situation und gegenüber den geeigneten Personen „anzuwenden“.

Zu einer Methodologie und Erkenntnistheorie der „Kulturwissenschaften“, die davon ausgeht, dass uns im Alltag bereits Methoden gegeben sind, über die wir sozusagen intuitiv verfügen und die es zu rekonstruieren gilt, hat Karl Mannheim ganz wesentliche und bisher noch wenig erschlossene Beiträge geleistet. Zwar hat sich die Ethnomethodologie, die zu einem Teil in der Phänomenologischen Soziologie von Alfred Schütz verankert ist, auch durch Mannheim inspirieren lassen – vor allem durch dessen dokumentarische Methode der Interpretation –, allerdings ohne systematisch und tiefgreifender auf die Mannheimschen Gedanken einzugehen (vgl. dazu v.a. Kap. 3.2).

Die Besonderheit sozialwissenschaftlichen Denkens besteht also darin, dass sich nicht nur dieses Denken selbst aus Interpretationen, Typenbildungen, Konstruktionen zusammensetzt, sondern dass bereits der *Gegenstand* dieses Denkens, eben das soziale Handeln, das Alltagshandeln auf unterschiedlichen Ebenen durch sinnhafte Konstruktionen, durch Typenbildungen und Methoden vorstrukturiert ist. Und dies gilt nicht nur dann, wenn wir uns in Alltagstheorien *über* soziales Handeln verständigen, über dieses Handeln reflektieren, sondern es gilt dies auch für dieses *Handeln selbst*: Es ist typengeleitet, wissensgeleitet, entwurfsorientiert (vgl. dazu auch Berger/Luckmann 1969).

So haben wir es z.B., wenn ich mich morgens ins Auto setze, um zu meinem Arbeitsplatz zu fahren, mit Routinehandeln zu tun: Ich finde den Weg beinahe wie im Schlaf. Dennoch beruht dieses Handeln auf einem Entwurf. Der Weg ist in meinem Kopf hypothetisch vorgezeichnet. Wenn jemand verstehen will, was ich tue, reicht es nicht aus, dass er mich im Auto sitzen sieht; er muss auch meinen Entwurf, meinen Handlungsplan kennen bzw. muss er Annahmen über meinen Entwurf, meinen Plan machen, um das, was er beobachtet, zu verstehen.

Wenn der Forscher in jedem Fall auf den verstehenden Nachvollzug der Entwürfe derjenigen angewiesen ist, die Gegenstand der Forschung sind, so kann man sagen, dass das Alltagshandeln der äußerlichen, der bloßen Beobachtung unzugänglich ist: „Die Alltagserfahrung, die im Lichte von theoretischen Begriffen und mit Hilfe von Meßoperationen in wissenschaftliche Daten umgeformt werden kann, ist ihrerseits symbolisch strukturiert und bloßer Beobachtung unzugänglich“ (Haber-

mas 1981, S. 162). Die Alltagserfahrung ist symbolisch strukturiert, besteht aus symbolischen Konstruktionen, auch bereits im Bereich des Routinehandelns, des vortheoretischen oder – wie es bei Mannheim heißt – atheoretischen, unreflektierten Handelns. Vom Standpunkt der *wissenschaftlichen* Konstruktion sind diejenigen des Alltags solche ersten Grades. Die in ihnen implizierten Methoden muss der Sozialwissenschaftler zunächst – ehe er selbst konstruiert und Methoden entwickelt – *rekonstruieren*.

Hierzu ist eben Voraussetzung, dass denjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, Gelegenheit gegeben wird, ihre Konstruktionen und ihr kommunikatives Regelsystem zu entfalten. Dies ist die eine Bedeutung des Begriffs der Rekonstruktion, der rekonstruktiven Verfahren. Sie bezieht sich auf den Alltag derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind.

Die andere Bedeutung ergibt sich dann, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass auch die Forschung, die Arbeit des Wissenschaftlers, ihre Alltagspraxis hat. Forschung vollzieht sich als Alltagshandeln des Wissenschaftlers. Aus der Beobachtung dieser Forschungspraxis heraus wird in zunehmendem Maße darauf hingewiesen, dass erkenntnistheoretischer und methodologischer Anspruch auf der einen Seite und Forschungspraxis auf der anderen Seite auseinander klaffen. Dies führt häufig auch zu einem Auseinanderklaffen von *tatsächlicher* Forschungspraxis und der *Darstellung* dieser Forschungspraxis, der Verfahrensweise in Veröffentlichungen wie auch z.B. gegenüber Forschungsförderern: „Die begrenzte Relevanz der wissenschaftstheoretischen Leitvorstellungen zeigt sich schon daran, daß die meisten praktizierenden Wissenschaftler kaum über ein klares wissenschaftstheoretisches Selbstverständnis verfügen, geschweige denn über eine Kenntnis konkurrierender und erkenntnistheoretischer Grundpositionen (...) Stattdessen wird in der Praxis mit Faustregeln von Objektivität gearbeitet, die erfahrungsgesättigt-indexikalisch sind (...) Die Einbindung der Laborarbeit in wissenschaftstheoretische Überprüfungsregeln und selbst der Bezug auf Objekttheorien (‘Stand der Forschung‘), erfolgt erst im Ergebnisbericht – eine Beobachtung, die auf eine ‚doppelte Produktionsweise‘ (...) wissenschaftlicher Erkenntnisse verweist. Denn ‚Forschung‘ und ‚Darstellung‘ folgen unterschiedlichen Rationalitätskriterien“ (Bonß/Hartmann 1985, S. 31).

Wenn wir uns die Alltagspraxis der Forschung ansehen, zeigt sich, dass trotz oder auch vielmehr gerade wegen der hier angesprochenen Abweichung von erkenntnislogischen Richtlinien Erkenntnisgewinne zu verzeichnen sind. Die Forschenden verfahren eher intuitiv, nutzen ihre intuitiven, nicht explizierten Alltagskompetenzen und verfeinern sie auf der Grundlage ihrer Forschungserfahrung.

## 2.4 Zur Rekonstruktion der Rekonstruktion

Diese Beobachtungen lassen es plausibel erscheinen, dass gefordert wird, die Forschenden sollten das, was sie mit dem Alltag, der Alltagspraxis derjenigen tun, die Gegenstand ihrer Forschung sind, auch auf ihren eigenen Alltag anwenden. Sie treten zu sich, zu ihrem eigenen Alltag in ein *reflexives* Verhältnis und versuchen auf

diese Weise – auf dem Wege einer derartigen Reflexion oder Rekonstruktion – zu methodischen Prinzipien zu gelangen (s. auch: Bohnsack 2005a).

Eine solche Rekonstruktion der eigenen empirischen Verfahrensweise, eine Rekonstruktion der Rekonstruktion sozusagen, kann nun einerseits recht pragmatisch geschehen. Die derart entwickelten Prinzipien der eigenen Vorgehensweise haben dann eher den Charakter von aus der Erfahrung gewonnenen Rezepten. Die Forschenden vergegenwärtigen sich von Fall zu Fall ihre eigene Vorgehensweise, um sie zu systematisieren, sie intersubjektiv abstimmen und möglicherweise auch abkürzen zu können. Darauf komme ich später zurück.

Von einer solchen Rekonstruktion auf der Ebene der *Forschungspraxis*, für die sich in der Chicagoer Schule und bei den in ihrer Tradition stehenden Forschern (v.a. Glaser/Strauss 1969) Vorbilder finden, ist eine Rekonstruktion auf *methodologischer Ebene zu unterscheiden*. Wir haben es dann mit einer Methodologie zu tun, die nicht mehr normativ gesetzt wird – allein aus der philosophisch-erkenntnistheoretischen Diskussion und Tradition heraus, wie wir es bei Popper kennen gelernt haben –, sondern die aufbauend auf der Rekonstruktion der Prozesse des Erkennens im Alltag und aus der Auseinandersetzung mit ihnen entwickelt wird (dazu genauer Kap. 12).

Diese Position wird – wie bereits dargelegt – getragen durch die Phänomenologische Soziologie (A. Schütz), vor allem in der Wendung, welche ihr die Ethnomethodologie (Garfinkel und Cicourel) gegeben hat, sowie durch die Wissenssoziologie von Karl Mannheim und durch die Hermeneutik in jener Wendung, die wir bei Habermas finden.

Es geht darum, jene Verfahren oder Methoden der Interpretation und Reflexion zu rekonstruieren, die gleichermaßen im Alltag wie in den Wissenschaften, oder genauer: die gleichermaßen im Alltag derjenigen, die Gegenstand der Forschung sind, wie im Alltag der Forscher selbst zur Anwendung gelangen. In der Ethnomethodologie spricht man hier von „Basisregeln“. Habermas spricht in diesem Zusammenhang von „pragmatischen Universalien“. Diese Regeln sind kommunikative Regeln, Bedingungen der Möglichkeit kommunikativer Verständigung, die die kommunikative Abstimmung der Forscher untereinander, die Intersubjektivität sichern. Da auch erkenntnislogische Prinzipien, wie Popper sie aufgestellt hat, das Produkt der Kommunikation, des kommunikativen Handelns, der intersubjektiven Verständigung von Wissenschaftlern untereinander sind, werden diese kommunikativen Regeln für die Sozialforscher zur letzten Richtschnur, zur letzten Instanz auch ihrer Methodologie, ihrer Begründung der Forschungsverfahren.

In der von Habermas (1981) entfalteten „Theorie des kommunikativen Handelns“ ebenso wie auch in der Ethnomethodologie ist die Rekonstruktion dieser kommunikativen Regeln gleichermaßen für die Begründung einer sozialwissenschaftlichen Handlungstheorie (einer Metatheorie des Handelns) wie auch der Methodologie konstitutiv.

Dass das kommunikative Handeln bzw. die darin implizierte Regelstruktur zur letzten Instanz der methodologischen Begründung wird, erscheint auch angesichts des Argumentationszusammenhangs einsichtig, wie er von Popper und dem Kritischen Rationalismus im Zuge der Bewältigung des sog. Basisproblems entfaltet wird und den wir bereits kennen gelernt haben: Als Weg zur Lösung des Basisprob-